

Daniel Süss: Mediensozialisation von Heranwachsenden. Dimensionen – Konstanten – Wandel

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004, 372 S., ISBN 3-531-14190-2, € 32,90

Der Medienkonsum von Kindern wird immer wieder thematisiert, wenn die Ursachen für soziale Fehlentwicklungen gesucht werden. Kommunikations- und Medienforscher können dazu beitragen, diese Diskussionen vor einseitigen Betrachtungsweisen zu bewahren – auch auf die ‚Gefahr‘ hin, dass dadurch der Wunsch, möglichst einfache Erklärungen und Handlungsempfehlungen zu finden, enttäuscht wird. Der Zürcher Medienpsychologe Daniel Süss zählt seit Jahren zu den Experten auf dem Untersuchungsgebiet des Medienkonsums von Kindern. In seiner soeben publizierten Habilitationsschrift gibt er einen Überblick über die theoretischen Grundlagen der Forschung zur Mediensozialisation und präsentiert dazu empirische Befunde, die überwiegend aus eigenen Erhebungen stammen.

Süss unterscheidet drei Grundtypen in der Bewertung des Verhältnisses von Kindern zu Medien. Da seien zum einen die Kulturpessimisten, die vom Medienkonsum eine Schädigung der Kinder und ihrer Kompetenzen erwarten. Dann gebe es die Gruppe der kritischen Medien-Optimisten, die davon ausgehen, dass Medien in die soziale Wirklichkeit unauflöslich integriert sind, der Umgang mit ihnen eine spezielle Kulturtechnik darstellt und daher die Entwicklung einer entsprechenden Medienkompetenz entscheidend ist. Die ‚euphorischen Medien-Promoter‘ wiederum sähen in erster Linie die Chancen, die mit den Medienangeboten für die Sozialisation verbunden sind. Süss hält alle drei Ansätze für teilweise berechtigt. Medien könnten Identitätsentwicklungen beeinträchtigen, sie aber auch befruchten. Es komme eben darauf an, wie mit ihnen umgegangen

werde. Dazu liefern die Daten, die Süss im weiteren Verlauf des Buches vorstellt, einige Hinweise, die allerdings überwiegend auf einer stark aggregierten Ebene ansetzen und auf standardisierten Befragungen in der Schweiz beruhen. Sie verraten viel über quantitative Dimensionen des Medienkonsums der 6- bis 16-Jährigen, sind jedoch im Hinblick auf Fragen nach verschiedenen Rezeptionsstilen und vor allem nach der (langfristigen) Wirkung von Medienangeboten im Verbund mit unterschiedlichen Nutzern und Nutzungsweisen nur bedingt aussagekräftig.

Auch wenn viele Befunde nicht unbedingt überraschen, braucht es freilich Studien wie diese, aus denen die Eckdaten des Medienkonsum abgelesen werden können. Süss zieht zudem Vergleichsdaten aus anderen Ländern heran. Demnach ist das Fernsehen erwartungsgemäß das pervasivste Medium in Europas Haushalten. Kinder aus der Oberschicht haben seltener eigene Fernseher oder Spielkonsolen, lesen häufiger als andere Kinder und schauen weniger fern. Dasselbe gilt auch für Kinder mit überdurchschnittlichen Schulleistungen. Im Allgemeinen korrelieren die Fernsehzeiten der Kinder mit denen der Eltern. In seinen Befragungen hat Süss sowohl die Kinder als auch die Eltern befragt, so dass aus der Zusammenschau der Antworten weitere Rückschlüsse möglich wurden. Offenbar steht der Erziehungsstil der Eltern in einem Zusammenhang mit zahlreichen medienbezogenen Aktivitäten in den Familien. Autoritäre Eltern sprechen mit ihren Kindern eher wenig über Medien, reglementieren jedoch den Konsum vergleichsweise stark. Demokratisch-partizipative Erziehungsstile gehen einher mit längeren Lesezeiten der Kinder.

In einem abschließenden Kapitel streicht Süss noch einmal heraus, dass Medien einerseits Risiken für die Entwicklung von Kindern bergen, indem von ihnen ein Konformitäts- und Konsumdruck ausgehen kann, sie die Freizeit der Heranwachsenden okkupieren und Verzerrungen im Selbst- und im Weltbild drohen. Andererseits sieht Süss Medien als wertvolle Ressourcen der Heranwachsenden – als „Bausteine einer anregenden sozialen Umwelt“ (S.282). Gegen diese differenzierte Deutung lässt sich schwerlich etwas einwenden. Vor ihrem Hintergrund müsste dann die Frage nach dem Zusammenhang zwischen sozialen Fehlentwicklungen und Medienkonsum (in bestimmten Gruppen) erneut gestellt und in Fallstudien – insbesondere zu den Risiken – vertieft werden. Hier ist nach wie vor Bedarf an teuren Langzeitstudien.

Tanjev Schultz (Augsburg)